

WOLFRAM MANZENREITER

„Same same but different“ Ethnografie und Teilnehmende Beobachtung

Prolog

Als ich mich erstmals zur Forschung im Feld einfand, hatte ich ohne jegliche formale Schulung ehrlich gesagt keine Ahnung, was ich eigentlich tun musste. Ich war im letzten Jahr meines Diplomstudiums und zum ersten Mal in meinem Leben in Japan. Dass ich mich in meiner Forschung mit dem weit verbreiteten Freizeitvergnügen des Automatenglückspiels beschäftigen wollte, hatte ich erst kurz zuvor beschlossen, ebenfalls ohne genau zu wissen, worauf ich mich dabei einlassen würde. In jenen Tagen vor dem Internet-Zeitalter wusste ich lediglich, dass der Pachinko-Markt und damit die Nachfrage und also auch die Praxis unglaublich groß und verbreitet sein mussten. Aber wissenschaftliche Publikationen dazu auf Englisch oder Deutsch waren in einer ersten Literaturrecherche nicht zu finden gewesen; sozial- und kulturwissenschaftliche Studien zum Automatenspiel existierten kaum, waren mehr psychologisierender Art und gaben keine Hinweise zum konkreten Studium der Praxis. Tatsächlich wusste ich nichts über die Optik der Pachinko-Automaten, das Design und die Ausstattung der Spielhallen, geschweige denn über Spielregeln inklusive der sozialen und kulturellen Gebrauchs- und Verhaltensregeln.

Visuell erschloss sich mir das Phänomen jedoch schnell: Bereits nach nur wenigen Stunden in Tōkyō und einigen Schritten um den Bahnhof von Ueno gaben mir die Anzahl und Größe der dort zu findenden Spielsalons eine Ahnung davon, warum die Pro-Kopf-Dichte von Spielautomaten in ganz Japan um einiges höher sein sollte als selbst in Glücksspiel-Hochburgen wie Las Vegas oder Macao. Von den Spieler*innen sah ich lediglich die Unterkörper durch die mit Sichtblenden abgedichteten Glaswände der futuristisch anmutenden Spielhallen. Gelegentlich, wenn sich die Glastür öffnete, um Besucher*innen rein- oder rauszulassen, konnte ich einen Blick auf die Körper der Spielenden werfen, die in langen Reihen nebeneinander vor bunt

blinkenden Automaten saßen und mit starrem Blick die Action hinter der Glasabdeckung der Geräte vor ihnen verfolgten. Gleichzeitig drängten sich eine dichte Rauchwolke und eine akustische Kakophonie nach draußen: Zu dem ohrenbetäubenden Gerassel von durch ein Nagellabyrinth fallenden Metallkugeln kamen die elektronischen Geräusche der Automaten, die von dem triumphalen Sound der Hintergrundmusik und gelegentlichen Lautsprecheransagen überdeckt wurden.

Wie um alles in der Welt soll man in diesem Inferno Forschung betreiben können? Ich war zutiefst verunsichert. Und daran sollte sich auch nichts ändern, als meine Versuche, das zu tun, was alle tun, schon daran scheiterten, dass ich keine Ahnung hatte, wo ich mich hinbegeben sollte, welcher Automat wie zu spielen war, oder wie man überhaupt an Spielkugeln herankommen konnte. Niemand war da, der mich einlud, neben ihm Platz zu nehmen; meinen hilfesuchenden Blicken wichen alle aus, und meine vorsichtigen Fragen beim Personal brachten Antworten hervor, die ich in dem Lärm auch beim zweiten oder dritten Mal Nachfragen nicht verstand. Die Kugeln, die ich mit Hilfe der emsig hin- und herlaufenden Angestellten gegen ein paar 1000-Yen-Scheine bei einem Automaten eintauschen konnte, waren schneller weg, als Bashō für die Komposition eines Haiku-Gedichts benötigt hätte. In kürzester Zeit hatte ich nicht nur mein Tagesbudget verloren, sondern auch den Ernst des Spiels erkannt. Für mich stand in dem Moment alles auf der Kippe: Wie sollte ich meinem Ziel nahekomen, wenn ich weder Beobachtungen anstellen noch Informant*innen gewinnen und Gespräche führen konnte?

Dass Verunsicherung ein charakteristisches Begleitphänomen der Feldforschung ist, habe ich seither immer wieder erlebt, wenn auch mit zunehmend geringer ausfallenden Fundamentalängsten. Feldforschung erlernte ich erst im Laufe der Zeit – nicht durch die Lektüre, mit der ich mich eher schlecht als recht vorbereitet hatte, sondern indem ich das tat, was Feldforschung ausmacht: beobachten, Fragen stellen, zuhören, Eindrücke und Informationen verstetigen, Notizen ordnen und analysieren. Frühe Werke der Ethnografie vermitteln einem die Befähigung zur Feldforschung wie ein künstlerisches Talent, das man hat oder nicht. Selbst ein dezidiertes Lehrbuch wie die *Einführung in die interaktionistische Ethnographie: Soziologie im Außendienst* von Dellwing und Prus (2012) konzipiert Ethnografie als „Feldabenteuer“, das methodisch nicht durch „Regeln und Vorgaben“ zu

vermitteln ist und wie Kunst eben von den Forschenden und deren Einstellungen geprägt wird. Ich würde die ethnografische Forschung eher mit einem Handwerk vergleichen, in dem man wie ein Lehrling ausgebildet werden kann und durch wiederholte Praxis, quasi die Gesell*innenarbeit, allmählich zur Meister*innenschaft kommt. Das ist die gute Nachricht. Die weniger gute: Kein Feld ist wie ein zweites, und da jeder Forschungsprozess in einem ständigen Austausch zwischen Forschenden, Feld, Analyse und Interpretation stattfindet, gibt es keine richtige Vorgangsweise – aber viele falsche.

Dieses Kapitel ist eine Einführung in die ethnografische Feldforschung, in der ich kurz jeweils ihre theoretischen Grundlagen, praktischen Anforderungen, spezifischen Stärken, Probleme und Grenzen darstellen werde. Ich bewege mich dafür zwischen meinen eigenen Erfahrungen und den Erkenntnissen aus dem umfangreichen Schrifttum der Anthropologie Japans hin und her. Gute Überblicke zu Geschichte und Anliegen der ethnografischen Japanforschung finden sich in Kelly 1991 und Robertson 2005. Der erste Teil ist konzeptionellen Fragen gewidmet, der zweite dagegen praktischen Aspekten der Feldforschung. Abgeschlossen wird das Kapitel mit einigen Tipps für das Selbststudium der Feldforschung.

Ethnografie, Feldforschung, teilnehmende Beobachtung

Was also ist eigentlich Ethnografie? Ethnografie wird häufig mit Feldforschung als das Forschungsprogramm, in dem Beobachtung das zentrale methodische Vorgehen darstellt, gleichgesetzt. Damit eignet sich die teilnehmende Beobachtung vor allem für die Erforschung von Kulturen ohne schriftsprachliche Tradition, über die man nur im direkten Kontakt Zugang finden kann und Bedeutung sich über Beobachtung erschließen lässt. Bronislaw Malinowski, der in der Südsee in den ausbrechenden Weltkrieg zwischen den europäischen Kolonialmächten verwickelt und eher unfreiwillig zum Pionier der systematischen Feldforschung wurde, definierte mit seiner Erforschung der Trobriand-Inseln das klassische Anliegen jeglicher Ethnografie, nämlich „die Sichtweise des Eingeborenen zu erfassen, seine Beziehung zum Leben, seine Sicht der Welt zum Leben zu erwecken“ (Malinowski 1922:25). Feldforschung ist ein essenzieller Bestandteil der Ethnografie als „Forschungsprozess, in dem der Anthropologe das Alltagsleben einer anderen Kultur aus nächster Nähe beobachtet, aufzeichnet und

an ihr teilnimmt – eine Erfahrung, die als Methode der Feldforschung bezeichnet wird – und dann in detaillierter Beschreibung Erzählungen über diese Kultur verfasst“ (Marcus/Fischer 1986). Der Kulturbegriff folgt damit dem ethnologischen Verständnis als „komplexes Ganzes, das Wissen, Glauben, Kunst, Moral, Recht, Brauchtum und alle anderen Fähigkeiten und Gewohnheiten beinhaltet, die der Mensch als Mitglied der Gesellschaft erworben hat“ (Tylor 1871). Bezog sich der Arbeitsauftrag der Feldforschung ursprünglich auf die Auseinandersetzung mit ursprünglichen Stammesgemeinschaften, so hat sich dieser längst auf die Erkundung spezifischer Sozialmilieus und Subkulturen in den Metropolen hochindustrialisierter Gesellschaften sowie in den Cyberspace ausgeweitet.

Die erste Ethnografie zu Japan, die dieser frühen Definition entsprach, stammt von John F. Embree, der 1935/36 mit seiner Frau Ella Lury Wiswell zwölf Monate auf Kyūshū verbrachte, um in Sue-*mura* die Sozialorganisation des japanischen Dorfes zu erkunden (vgl. Embree 1939; Smith/Wiswell 1982). Embrees Forschung wie auch die der Dorfstudien aus den 1950er Jahren waren von den Grundannahmen und dem Arbeitsprogramm des Strukturfunktionalismus geprägt. Nachbarschaftsgruppen, Dorfversammlungen, Brauchtum, Arbeitsteilung und andere Institutionen des Soziallebens wurden als Strukturkomponenten gelesen, die analog zu biologischen Systemen ganzheitlich vom Organismus einer Kultur durchzogen sind. Um die „Welt in einer Nussschale“ zu beobachten, suchten amerikanische Wissenschaftler Dorfgemeinden wie „Takashima“ (vgl. Norbeck 1954), „Matsunagi“ und „Kurusu“ (vgl. Cornell/Smith 1956) oder „Niike“ (vgl. Beardsley et al. 1959) auf.

Eng umrissene Siedlungen und Nachbarschaften erregen bis in die Gegenwart hinein als Mikrokosmos einer Gemeinschaft die Aufmerksamkeit von Feldforscher*innen. Nur hat sich der Anspruch, von der Einzelbeobachtung auf die Gesellschaft zu verallgemeinern, signifikant verändert. Wie eng die Grenzen der Generalisierbarkeit gesteckt sind, vermittelt schon die Vielfalt an Lokalkulturen und Variabilität von gesellschaftlichen Institutionen, wie sie in der Feldforschung zu Tage getreten sind. Zudem wurde mit dem Aufkommen von alternativen theoretischen Entwicklungen das holistische Verhältnis von Kultur und Institutionen aufgebrochen. Vor allem der Interaktionismus (vgl. Goffman 1959), die symbolische Anthropologie (vgl. Turner

1974) und die interpretative Ethnografie (vgl. Geertz 1973) führten zu neuen Fragestellungen, die das Augenmerk verstärkt auf *agency*, das handelnde Individuum, Konstruktionen und die Bedeutung von Praxisformen und Diskursen gelegt haben. Die Trendwende hin zur Hermeneutik bedeutete auch eine Krise der Repräsentation: Die Beschreibung im ethnografischen Text aus der Feder der Beobachtenden wird nicht mehr als die Repräsentanz der Wirklichkeit anerkannt, sondern als eine Sinnzuschreibung verstanden, die sich in der Auseinandersetzung mit anderen Personen, die dieser Welt angehören, ergeben hat. Beobachter*innen wie auch Bewohner*innen des Feldes haben als Menschen die grundlegende Fähigkeit, die Bedeutung in der Welt zu erfassen; nur basieren die Sinnzuschreibungen von Beobachter*innen und Bewohner*innen auf unterschiedlichen Deutungsebenen. Hauptteil der ethnografischen Beschreibungen waren damit nicht länger konkrete Verhaltensweisen, sondern die darin enthaltenen Bedeutungsstrukturen.

Exotik, Schriftlosigkeit und geografische Distanz sind kein Musskriterium für eine Auseinandersetzung mit einer ‚anderen Kultur‘, die es zu verstehen gilt. Der Großteil der ethnografischen Forschung findet längst nicht mehr unter den kolonialistischen Bedingungen des 19. und 20. Jahrhunderts statt. Was Raymond Williams 1958 als „a whole way of life“ (xvi) bezeichnet hat, stellte und stellt Feldforscher*innen in japanischen Bergbauern- und Küstendörfern (vgl. Cornell/Smith 1954) ebenso vor Rätsel wie in den mehr oder weniger vertrauten Terrains von Motorradgangs (vgl. Satō 1989), japanischen Universitäten (vgl. etwa Poole 2010), multinationalen Konzernen (vgl. Sedgwick 2007), Nachtclubs (vgl. Allison 1994), Baustellen (vgl. Fowler 1996), Werkstätten und Arbeitsplätzen aller Art (vgl. Cole 1971; Kondo 1990; Roberston 1998), Fitnessclubs (vgl. Spielvogel 2003) und Sportkletterhallen (vgl. Manzenreiter 2013). Schwerder (1996) verlangt als Mindestanforderung, dass wahre ethnografische Feldforschung sich auf etwas beziehen muss, was irgendwie als ‚Kultur‘ verstanden werden kann. Dass dies viel mehr sein als bloß das ‚komplexe Ganze‘ einer Stammes- oder Nationalkultur, zeichnete sich bereits im Umfeld der parallelen Entwicklung von Kulturanthropologie und Stadtethnologie an der Universität Chicago ab. Zum einen entwickelten die Gründerpersönlichkeiten der Stadtforschung Robert Park und Ernest Burgess in den 1920er Jahren aus mikrosoziologischen Ansätzen eine ökologische Theorie

der Stadt, die räumliche Anordnungen mit Nachbarschaften und ortsspezifischen Verhaltensweisen und Phänomenen in Einklang brachte; zum anderen entstand nur unwesentlich später unter Robert Redfield ein neues Betätigungsfeld für die Anthropologie, das auch bäuerliche Gemeinschaften in Zivilisationen mit schriftsprachlicher Tradition (in Abgrenzung zu schriftlosen, urtümlichen Kulturen) einbezog (vgl. Manzenreiter 2016). Zu Recht unterscheidet man zwischen makroethnografischen und mikroethnografischen Analysen: Bei ersteren fällt der Blick der Beobachtenden auf eine ganze Kultur und bei letzteren auf die individuellen Interessen und institutionellen Bedingungen, die das Feld bestimmen. Man vergleiche etwa die unterschiedlichen Erklärungsansätze bei Norbeck 1954 zur Kultur der japanischen Fischerreigemeinden und Bernstein 1983 für das Leben der Frauen am Land in Japan.

Aber eigentlich geht es bei der Definition von Ethnografie als Auseinandersetzung mit etwas Kulturellem um die doppelte Beziehung, in der sich der oder die Forschende zur Kultur befindet: „Ethnography entails both (a) the way we study culture and (b) the interpretive framework that ethnographers impose on what they study“ (Wolcott 1995:81). Man beschäftigt sich auf spezifische Art und Weise mit der Erforschung von Kultur und verwendet gleichzeitig Kultur als Erklärungsansatz, mit dem einzelne Bestandteile (das können materielle Objekte wie eine Teeschale, aber auch sprachliche Äußerungen wie „*itadakimasu*“, Verhaltensregeln oder körperliche Bewegungsformen wie die Abfolge von Verbeugungen und Handreichungen bei der Teezeremonie sein) auf ein Ganzes bezogen werden (vgl. Wolcott 1987). Ethnografie führt letztlich dazu, so Goodenough (1976), einer Gruppe von Menschen eine Theorie des kollektiven Verhaltens zuzuordnen (vgl. Goodenough 1976:5). Breidenstein et al. (2013:31–36) verstehen Ethnografie als „Gegenstandsbestimmung“ von Praktiken, die sich dem oder der teilnehmenden Beobachter*in im Feld erschließen, und das Ziel verfolgen, Soziales zu versprachlichen. „What’s going on here?“, ist die archetypische Fragestellung zu Beginn einer jeden Feldforschung. Ethnografisch wird sie, wenn durch das Wechselspiel von *going native* und *coming home* (Breidenstein et al. 2013:42) in einem rekursiven oder spiralförmigen Forschungsdesign schlussendlich erklärbar wird, was die Menschen, die man beforscht, wissen müssen, um das zu verstehen, was sie machen.

Im Unterschied zu den Mikrotheorien, mit denen wir alle Situationen erfassen und unser Handeln darauf abstimmen, strebt die Ethnografie eine umfassende Theorie an, die über das individuelle und unausgesprochene Wissen hinweg geht: Im Formulieren einer kollektiven Theorie wird nicht nur das Offensichtliche offensichtlich gemacht (was etwa dem auf der Hand Liegenden entsprechen würde), sondern auch das Familiäre verfremdet, indem die dahinter liegenden und oftmals auch nicht bewussten oder gar bekannten Zusammenhänge erklärt werden (vgl. Erickson 1984). Stereotypisierung steht am Anfang des schwierigen Prozesses, von der Beobachtung eines Falls auf ein Generalisierungsniveau wie Kultur zu gelangen.

Teilnehmen und Beobachten

Feldforschung ohne das Ziel, kulturelle Äußerungen zu erfassen und soziale Phänomene mit Kultur zu erklären, ist prinzipiell möglich, wie etwa in der Geographie, aber sie ist keine Ethnografie. Teilnehmende Beobachtung ist in der Regel das methodische Herzstück der auf Feldforschung basierten Ethnografie, aber sie ist keine Voraussetzung, und vor allem nicht die einzige Methode, die zur Erforschung eines Feldes zur Verfügung steht. Als ich mit meinen Studierenden im Sommer 2018 in Kyūshū den Zusammenhängen zwischen sozialer Partizipation und Lebensglück nachging, verwendeten wir einen von den Dorfleuten auszufüllenden Fragebogen, der zum Teil auf Informationen aus teilstrukturierten Interviews fußte, die ich im Winter mit einer Kollegin gemeinsam durchgeführt hatte, aber auch Fragen beinhaltete, die aus anderen Untersuchungen zum Wohlbefinden in Kumamoto oder zu sozialen Netzwerken in japanischen Gemeinschaften stammten. Zudem kartografierten wir die Siedlung und ihre Nachbarschaftsgruppen, fotografierten alle Häuser und identifizierten die Besitzer*innen der Gebäude. Wir halfen der Dorfbevölkerung bei der Reinigung der Wege, öffentlicher Flächen und der Schreinumgebung für das bevorstehende *matsuri*. Wir saßen am Abend dabei, als die jungen Männer die seit Jahrhunderten nur in mündlicher Tradition überlieferten Gesänge für den Festtagsumzug einstudierten. Dabei stellten wir fest, wie unterschiedlich diese in verschiedenen Siedlungen intoniert werden und wie wichtig der soziale Aspekt dieser kulturellen Praktiken ist (vgl. Manzenreiter/Miserka 2019). Bei früheren Aufenthalten

lernte ich, mit welchen Maßnahmen die Hochweiden am Ende des Winters für die neue Wachstumsperiode vorzubereiten sind und wie man sich und den Wald vor den Gefahren der Brandrodung schützt. Beide Tätigkeiten erfordern mehr (*wo*)*manpower*, als das von Abwanderung und Alterung gekennzeichnete Land alleine aufzubringen vermag, und beides ist nicht nur harte Arbeit, sondern auch extrem risikant und in manchen Fällen auch mit Todesopfern verbunden; warum Freiwilligenarbeit in vielen Bereichen der traditionellen Selbstorganisation nur von Kernmitgliedern der Gemeinde, aber nicht von temporär oder peripher ansässigen Personen geschätzt wird, erschloss sich nicht beim ersten Mal, sondern erst im Laufe der aufeinanderfolgenden Feldaufenthalte und durch den Vergleich der Beobachtungen.

Wie jede qualitative Methode bietet sich die teilnehmende Beobachtung vor allem dann an, wenn die Frage des Verstehens im Vordergrund steht. Aus der Literatur weiß man, dass die Teilnahme an traditionellen Praktiken für die Aufrechterhaltung des Gemeinschaftslebens von großer Bedeutung ist; aber wie das Singen von archaisch wirkenden Liedern genau abläuft, welche Konsequenz die Praxis für die egalitäre Ausrichtung der sozialen Struktur im Dorf sowie die Grenzziehung zwischen Nachbargemeinden oder Neubewohner*innen hat, und wie sie mit dem Verhältnis zwischen den Generationen und der normativen Geschlechterordnung zusammenhängt, erschließt sich einem erst in der Beobachtung über einen längeren Zeitraum hinweg.

Im Gegensatz zu klar reaktiven Verfahren wie der Befragung vermag die teilnehmende Beobachtung auch dort weiterzuhelfen, wo streng formalisierte Vorgehensweisen das Feld unzureichend erfassen und gar verzerrende Auswirkungen haben würden, oder wo offensichtliche Widersprüche zwischen dem beobachteten Verhalten und der Erklärung durch die Beobachteten tiefergehende Analysen verlangen. Beobachtung mit mehr oder weniger direkter Teilnahme bietet sich überall an, wo es darum geht, in einem Forschungsfeld, dessen distinktive Merkmale sich sozial und räumlich konstituieren, feldspezifische Sinnzusammenhänge anhand sozialer Praktiken, kultureller Objektivierungen oder symbolischer Äußerungen sichtbar zu machen. Und da man als Feldforscher*in in die unmittelbare Nähe von dem zu kommen sucht, was einen interessiert, bietet sich die Methode für alle Gegenstandsbereiche an, die von hoher Komplexität sind und aus der Ferne nicht adäquat erklärt werden können. Das gilt auch

und vor allem für soziale Gruppen und Praxisfelder am Rande der Gesellschaft, wie etwa Japans unsichtbare Minorität der *burakumin* (vgl. Bondy 2015), die koreanischstämmige *zainichi*-Minderheit (vgl. Fukuoka 2000), deren Erfahrungen von Stigmatisierung und Ausgrenzung sensible Themen darstellen, aber auch solche jenseits der Legalität, die man nicht mit einem Fragebogen erreichen kann (vgl. etwa Herbert 2003 zu Yakuza und Tagelöhner*innen oder Mathews 2011 zu transnationalen Kleinhändler*innen, Schmuggler*innen, Glücksritter*innen und Visaüberzieher*innen in Hongkong) oder die aufgrund ihrer Exklusivität eine nach außen abgeschottete Existenz führen, wie Celebrities, Superreiche oder der japanische Adel, dessen Lebensstil und Selbstverständnis Lebra (1993) erforscht hat.

Ursprünglich wurde die teilnehmende Beobachtung als zentraler Kern der Feldforschung exklusiv mit ethnologischer und soziologischer Forschung assoziiert, aber mittlerweile ist sie in viele andere, vor allem sozialwissenschaftliche Disziplinen, etwa in Erziehungs-, Pflege-, Politik- und Betriebswirtschaftswissenschaften, aufgenommen worden. Durch die Verbreitung des Forschungsansatzes hat sich das Verständnis von Feldforschung allerdings bis an die Grenzen der Beliebigkeit erweitert: Nicht selten hört man, dass Wissenschaftler*innen auf Feldforschung in Japan waren und dabei Sekundärliteratur aus den Beständen der japanischen Nationalbibliothek ausgehoben haben. Das gilt nicht nur in einem strengeren Sinne nicht mehr als Feldforschung. Natürlich kann die Kokkai toshokan in Kasumigaseki als Feld für ein ethnografisches Forschungsprojekt dienen, etwa wenn es um das Nutzer*innenverhalten oder die Mitarbeiter*innenschulung geht. Aber eine Reise in ein Archiv (→ **Archive**) und die Suche nach Forschungsliteratur dienen weder der Teilnahme noch der Beobachtung.

Nicht jede Beobachtung ist mit Teilnahme verbunden und nicht jede Teilnahme dient dem Zweck der Beobachtung. Gavin Whitelaws Beobachtung der Welt der *konbini* beschränkte sich nicht auf seine Teilnahme als Stammkunde in den allgegenwärtigen, rund um die Uhr geöffneten Mini-Supermärkten. Für ein umfassenderes Verständnis war es unumgänglich, auf die andere Seite zu wechseln und als Angestellter in einem Convenience Store anzuheuern (vgl. Whitelaw 2018). Im Gegensatz dazu ist Teilnahme in Tom Gills Ethnografie der Obdachlosigkeit in Japan ein weniger relevanter Teil des Forschungsprogramms gewesen als verschiedene Formen der Beobachtung und

des Interviews (vgl. Gill 2005). Am besten stellt man sich teilnehmende Beobachtung als ein Kontinuum von zwei parallel stattfindenden Handlungsformen des Teilnehmens und der Beobachtung vor. Das Resultat ist irgendwo zwischen Nicht-Teilnahme, bei der man nur beobachtet, und passiver, moderater und aktiver bis hin zu völliger Teilnahme angelegt, bei der man komplett in der Tätigkeit aufgeht. Schließlich ist man als Beobachtende*r nur begrenzt in der Lage teilzunehmen, während die vollständigste Form der Teilnahme es praktisch unmöglich macht, gleichzeitige Beobachtungen anzustellen, geschweige denn diese noch festzuhalten. Unterschiedliche Formen der Mitgliedschaft im Feld gehen mit der jeweils möglichen Form der teilnehmenden Beobachtung einher – allerdings ist die soziale Integration nicht die einzige Voraussetzung: Andere entspringen der Forschungsfrage, der spezifischen Beobachtungssituation, aber auch Fragen von Moral und Ethik.

Was die Teilnahme angeht, kann Beobachtung passiver oder aktiver Natur sein, und das hängt häufig von den Umständen des Feldes ab: Manchmal wird man explizit eingeladen teilzunehmen, manchmal implizit an den Rand geschoben, und oftmals sind die Rollenbedingungen so spezifiziert, dass der oder die Forschende für eine volle Teilnahme nicht in Frage kommt. Die Beobachtung kann direkt oder indirekt ablaufen. Was sich vor den eigenen Augen abspielt, kann direkt beobachtet werden, indirekt das, was man auf Filmaufnahmen sieht. Kameras stehen ebenso wie der oder die Forschende selbst unter Generalverdacht, Verfremdungseffekte im Feld auszulösen. Der Vorteil von Filmaufnahmen besteht jedoch in der Überwindung der Flüchtigkeit des Moments: Was einmal auf Band ist, kann man immer wieder ansehen oder anhören und damit Details entdecken, die einem beim einmaligen Erleben entgangen wären. Ob man eine Kamera einsetzen will oder nicht, hängt vom konkreten Forschungsinteresse ebenso ab wie von der Situation: Nicht immer ist es angebracht, ‚mit der Kamera auf die Action draufzuhalten‘! Aus ethischen und moralischen Gründen empfiehlt es sich manchmal, auf audiovisuelle Aufzeichnungen zu verzichten. Verläuft die Kameraaufnahme statisch, hat man eventuell noch den Blick frei für Prozesse, die sich abseits des Fokus abspielen. Ist man jedoch gezwungen, mit dem Objektiv der Handlung zu folgen, ist man praktisch blind für Abläufe jenseits des Bildausschnitts. Daher eignet sich die Kamera auch besser für strukturiertes als für offenes

Beobachten: Teilnehmer*innen der Aso Summer Field School 2018 erhielten zum Beispiel jeweils klar definierte Aufgaben, auf die sie sich bei der Beobachtung konzentrieren und die sie zu unterschiedlichen Zeitpunkten durchführen sollten. Ging es zunächst um die Erfassung der Gebäudeinfrastruktur, so waren in einem weiteren Schritt die Nutzung der Gebäude und die Bewegung der Personen im Raum zu beobachten; bei den Shintō-Festen wurden die Forscher*innen auf unterschiedliche Teilnehmer*innengruppen angesetzt, über die sie so viel wie möglich erfahren sollten. Diese Form der Strukturierung ist noch relativ offen; je konkreter die Schablone, mit der die Beobachtung stattfindet, desto strukturierter ist sie und desto einfacher sind auch die Vergleiche, die man aus Beobachtungen an unterschiedlichen Stellen ziehen kann.

└─ Formen der Beobachtung in der Feldforschung ───────────────────

手 法	Beobachter*innenrollen	Formen der Beobachtung
	Vollständige Teilnahme (aktive Teilnahme und passive Beobachtung)	Offene und verdeckte Beobachtung
	Teilnehmende Beobachtung (aktive Teilnahme und aktive Beobachtung)	Direkte und indirekte Beobachtung
	Vollständige Beobachtung (passive Teilnahme (vor Ort sein) und aktiv Beobachtung)	Offene und strukturierte Beobachtung

Strukturierte Beobachtung kann auch die Verwendung von Beobachtungsbögen einbeziehen, in die z. B. Zahlen über die Anwesenden, ihr Geschlecht und ihr vermutetes Alter eingetragen werden. Man kann abhaken, ob bestimmte Gegenstände zum Einsatz kommen, die Zeit notieren, zu der ein bestimmter Lärmpegel erreicht wurde, oder was auch immer im Vorfeld der Beobachtung in der Form von geschlossenen Kategorien oder offenen Fragen als wissenswert definiert wurde. Schließlich kann Forschung auch offen oder verdeckt ablaufen: In meiner Forschung unter Glücksspieler*innen auf den Radrennbahnen Japans laufe ich nicht mit einem Schild um den Hals herum, das mich als Forscher identifiziert, und auch bei Gesprächen identifiziere ich mich erst dann, wenn mein Gegenüber ein Interesse an meiner Motivation, sich auf der Rennbahn herumzutreiben, an den Tag legt: Auch hier hat es sich als vorteilhaft herausgestellt, ein wenig vom Fach zu verstehen, die grundlegenden Ausdrücke zu beherrschen

und mit der eigenen Teilnahme am Wettgeschehen offiziell Mitglied der temporären und äußerst fluiden sozialen Gruppierung der Sport-Gambler*innen zu werden.

Verdeckte Feldforschung kann in Extremsituationen die einzige Möglichkeit sein, Zugang zum Feld zu finden, etwa wenn die Informant*innen allen Grund zur Sorge haben, ausspioniert zu werden oder in Konflikte mit dem Gesetz oder konkurrierenden Akteur*innen zu kommen. Sich auf Dauer bedeckt zu halten oder eine aufgesetzte Identität durchzuziehen ist aber nicht nur extrem mühsam und riskant (was, wenn man auffliegt und das aufwändig erworbene Vertrauen plötzlich wertlos wird?), sondern auch ethisch zu hinterfragen. Derzeit wird, ausgehend von den Universitäten im angloamerikanischen Raum, auch in Europa der respektvolle Umgang mit Informant*innen und Informant*innenwissen zunehmend formalisiert: Transparenz bedeutet im Kontext der aktuellen akademischen politischen Korrektheit, gleichermaßen gegenüber den Informant*innen wie auch den Universitäten, Geldgeber*innen, Forschungsförderungsinstitutionen und der akademischen Welt die Karten offen auf den Tisch zu legen. Vor diesem Hintergrund sollte nun standardisiert mit Einverständniserklärungen, möglichst in schriftlicher Form, dokumentiert werden, was man mit den Daten vorhat, wo sie herkommen und dass man auch die Informant*innen über diese Punkte aufgeklärt hat.

Auch hier liegt es auf der Hand, dass ein formalistisches Beharren auf das Einhalten dieser Vorschriften oft weder möglich noch wünschenswert ist, etwa wenn es um Forschung im rechtsfreien oder rechtslosen Raum geht, oder unter politischen Dissident*innen, deren persönliche Sicherheit nur durch strikteste Anonymität, nicht aber durch das Unterzeichnen von Dokumenten gewährleistet werden kann. Natürlich kann man – und vielleicht sollte man auch – das Einverständnis der Informant*innen und gleichzeitig eine Überprüfung der Interpretation von Aussagen oder Situationen wo eben möglich einholen. Praktischerweise kann man diesen methodischen Schritt zur externen Validierung von Analyseergebnissen mit einer schriftlichen oder mündlichen Einverständniserklärung zur Verwendung der Informationen für Zwecke der Lehre und Forschung verbinden.

Beobachter*innen sind in der teilnehmenden Beobachtung häufig in einer ähnlichen Position wie Stalker*innen, die bei der Verfolgung des Objekts ihrer Begierde nicht lockerlassen. Stets ist man dabei,

versucht so nahe wie möglich zu sein, um genau zu sehen, was vorgeht, und mit Fotos und Filmaufnahmen die Handlung und die Handelnden zu dokumentieren. Nur wer nah genug dran ist, kann auch Gespräche verfolgen oder Interaktionen aufnehmen, in die man selbst womöglich gar nicht involviert ist. Dass man sich dabei nicht immer beliebt macht, liegt auf der Hand. Um solchen Spannungen zu entkommen, bedarf es Zeit und Selbstvertrauen: Zeit, in der man lernt, sich anzupassen und eine Position zu finden, in der man unsichtbar wird oder nicht als Störfaktor wahrgenommen wird; Vertrauen, dass man irgendwann durch die im Laufe der Zeit erlernten Fähigkeiten und Kenntnisse eine Rolle finden kann, die von allen Seiten geschätzt oder zumindest akzeptiert wird. Feldforschung ist ein Akt der Enkulturation, in der man die kulturellen Selbstverständlichkeiten schrittweise zu verstehen lernt.

Lernen ist Bestandteil eines Forschungsprozesses, der sich zyklisch organisiert: Im Laufe der Zeit wird das intuitive Verständnis von Daten ermöglicht, die Fremdheitserfahrung verliert an Gewicht, und es eröffnen sich neue Wege, neue Optionen, neue Rollenmöglichkeiten, und neue Fragen. Zum Aufgehen im Feld gehört auch, eine neue Sprache zu erlernen, die einen in die Lage versetzt, verbal wie auch nonverbal mit dem Feld zu kommunizieren. Das ist oft auch dann noch der Fall, wenn man bereits über ein hohes Sprachniveau verfügt: Alle speziellen Welten, in die sich die Feldforschenden hineinbewegen, verfügen über ein Spezialvokabular, eigene Ausdrucksformen und Sprechweisen. Je mehr man sich bemüht, diese zu verstehen, sich einzuprägen und bei nächster Gelegenheit auch aktiv anzubringen, umso besser, und umso schneller wird sich das Gefühl einstellen, wieder Distanz abgebaut und wieder einen Schritt weiter in Richtung Aufnahme und Akzeptanz gemacht zu haben. In der Praxis ist das Sprechen der Sprache des Feldes die einfachste Tätigkeit, mit der man das ernsthafteste Interesse und Bemühen, von den Informant*innen lernen zu wollen, täglich unter Beweis stellen kann. Dabei geht es nicht um Authentizität, sondern um die Haltung. Das positive Feedback wird nicht lange auf sich warten lassen und ist eine ermutigende Bestätigung dafür, sich auf dem richtigen Weg ins Feld hinein zu befinden.

Prozesse und Stadien der Feldforschung

Teilnehmende Beobachtung ist nichts für Ungeduldige. Was wirklich viel Zeit verlangt, ist nicht unbedingt der Feldaufenthalt, auch wenn dieser ganz schön zeitaufwendig ausfallen kann. Ob ein Feld in einem Jahr erschlossen ist oder nicht, hängt sowohl von der Fragestellung als auch der Vorbereitung und natürlich der Erfahrung der Forschenden ab. Ein Jahr ist der Goldstandard – eine unausgesprochene Übereinkunft in der ethnologischen Community für einen ernstzunehmenden Forschungsaufenthalt. Mit diesem Zeitraum ist man in der Lage, wie Ishioka Tomonori es in einem Box-Camp in Manila war, einen vollen Jahreszyklus lang am sozialen Prozess vor Ort teilzunehmen und diesen in die Beobachtung hineinfließen zu lassen. Ishioka lebte und boxte ein Jahr lang in einem Trainingscamp für philippinische Boxer: Nach diesem Jahr wusste er, wie die philippinischen Kombattant*innen, deren Überlebensstrategie und Ausweg aus der Armut darin besteht, gegen japanische Boxer verheizt zu werden, Sinn aus der sportlichen Niederlage ziehen, indem sie deren Nachteile gegen die finanzielle Entlohnung abwägen (vgl. Ishioka 2012). Manche Projekte nehmen mehr Zeit in Anspruch: Takahashi Hidesato etwa folgte über mehr als zehn Jahre einem Fanklub der Hiroshima Carps durch die unterschiedlichsten Baseball-Arenen und lernte sogar ein Musikinstrument, um in die Band der Fans aufgenommen werden zu können (vgl. Takahashi 2011). Andere Forscher*innen sind nach kürzerer Zeit im Besitz ausreichender Datenmengen, wie etwa Embree, der 1938 bis 1939 gerade einmal neun oder zehn Monate in *Sue-mura* verbrachte. Bei weiteren Projekten macht es keinen Sinn, die teilnehmende Beobachtung über einen Jahreszeitraum durchzuführen, vor allem wenn die Forschung multilokal ist und Teilnahme an verschiedenen Orten stattfindet, wie im Fall von Theodore Bestors Ethnografie des Fischhandels, dessen Verzweigung er vom Fischmarkt Tsukiji in Tōkyō ausgehend über den ganzen Globus verfolgte (vgl. Bestor 2004).

Wie lange die Feldforschung dauert, hängt letztlich vom Anliegen, der Fragestellung und der sich daraus ableitenden Frage ab, wie tief man für eine zufriedenstellende Antwort ins Feld hineingelangen muss. Manche Felder sind extrem komplex, zu anderen wiederum lässt sich der Zugang nur schwer erschließen. Je nach Projekthalt und -aufbau, Bedingungen im Feld und der gewählten Methodik lässt sich aber auch in wesentlich kürzeren Zeiträumen Feldforschung

erfolgreich durchführen. Nicht zu unterschätzen ist schließlich die Persönlichkeit der Forschenden, denn nicht jedem Menschen liegt es, unter widrigen Umständen den eigenen Alltag neu aufzubauen und immer wieder den Kontakt mit Fremden aufzusuchen, die vielleicht wenig aufgeschlossen für das Anliegen der Forschung sind. Andere sind dagegen Naturtalente, die für die Feldforschung geboren zu sein scheinen und mit der richtigen Mischung aus Selbstvertrauen und Einfühlsamkeit die notwendige Hartnäckigkeit an den Tag zu legen wissen, wenn es nötig ist, und mit der größten Zurückhaltung agieren, wenn es angebracht ist. Wie bei allen anderen Handlungen gibt es auch in der Feldforschung von allem immer ein Zuviel und ein Zuwenig, aber der Raum dazwischen ist relativ weit gespannt und bietet vielerlei Platz für Experimentieren und Entwicklung.

Der Forschungsprozess beginnt schon im Vorfeld des Feldeinstiegs. Planung und Vorbereitung sind immer wichtig. Sie gewinnen aber an Bedeutung, wenn der Zeitraum für den Feldaufenthalt eher kurz ausfällt und die Methodik daher eher strukturiert als offen ausgerichtet sein sollte. Vor allem wird man die Zeit gut nutzen, um sich den Zugang zum Feld zu ermöglichen oder zu erleichtern. Dazu gehört z. B. einen Text zu verfassen, in dem man das Vorhaben ebenso wie sich selbst vorstellt (Foto nicht vergessen!) – alles möglichst knapp und in lockerer Form gestaltet (siehe Abb. 2). Oder man überlegt sich, was man vor Ort über sich selbst preisgeben will und was man auf die sicher kommende Frage, warum man da ist, antworten wird: Wie sehr will man sich als Forschende*r deklarieren, und bis zu welcher analytischen oder theoriegeleiteten Ebene will man das Forschungsinteresse erklären? Häufig kann man auch ein offizielles Schreiben gut gebrauchen, das vom Institutsvorstand oder sogar von noch weiter oben kommen und auf offiziellem Briefpapier mit Stempel versehen sein sollte. Solche Empfehlungs- oder Begleitschreiben führen die zumeist unbekanntenen Forscher*innen oder den akademischen Nachwuchs formell und offiziell bei Forscher*innen in der Zielregion, bei Partnerinstitutionen oder der lokalen Verwaltung ein und können deren Unterstützung mobilisieren.

Im Internet-Zeitalter, so heißt es, sind alle Menschen über maximal sechs oder sieben Kontaktpunkte miteinander vernetzt – es ist also nicht unmöglich, dass sich auch im engeren Umfeld jemand finden lässt, der einen mit den richtigen Personen in Kontakt bringen

2016年9月 ウィーン大学阿蘇調査団



マンツェンライター・ヴォルフラム
ウィーン大学
東アジア研究所
教授 (52歳)
通称: トム
専門分野:
社会・文化人類学

私は特に体と遊びの文化について研究してきました。若い時からスポーツや体育運動に引き付けられ、その理由は、東京五輪の年になされたからであるかもしれません。山でも海でも大自然に体を動かすことが大好きですが、鳥アレルギーなので農山村の方が漁村よりも調査に適しているかもしれません。阿蘇地方の調査では農山村における共同のあり方と村人のつながりについての知識と理解を深めたいと思います。



ホルトス・バーバラ
ウィーン大学
東アジア研究所
准教授
通称: バーバラ
専門分野:
社会学

生まれ育ちはドイツで、10年間アメリカ、1年間大版、6年間東京に滞在し、3年前から2歳の息子と二人でオーストリアに住んでいます。専門分野は親の満足度、6歳未満の子どもの家庭の危機や特異児童の問題、働くママの仕事と育児などです。私生活では愛犬との散歩、息子と一緒にゲームをしたり、読書 (特に日本の女性雑誌) が一番幸せな時です。日本の縁者が大好きです。

2016年 ウィーン大学阿蘇調査団についてのご案内

この度の地震と大雨による甚大な被害、お見舞い申し上げます。ウィーン大学日本学研究所は1968年から阿蘇地方、とりわけ、萩の藩と西手野地区の農村調査を行いました。ウィーン大学が創立600年の記念に1965年(昭和40年)、私達の日本文化研究所が設立され、その最初の研究が阿蘇地方の研究でした。

西手野の皆様には、当時お世話になりましたヨーゼフ・クラウナー氏やエーリッヒ・パウアー氏を覚えていらっしゃる方もいらっしゃると思います。

当時の阿蘇研究は、その後の欧州における日本研究の発展において大きな役割を果たしました。即ち、阿蘇研究の成果は、欧州の日本研究者の目が文学や文獻的な日本研究から現代日本社会の研究へ転換させた重要な要因であったと言えます。

今から二年前、ウィーン大学の創立650年が記念され、我々の日本学研究所も設立50年を迎えました。その一環で、日本学研究所では阿蘇研究を再びよみがえらせる動きがあり、去年の夏から熊本県庁、阿蘇市役場を始め、熊本大学の研究者とも親密な関係を結んできました。

そこで、この度は、9月中旬の16日から22日まで西手野に訪問し、皆様にご挨拶するとともに、再び調査を始めたいと存じております。調査では熊本大学やウィーン大学の学生や教員によるサポートもあり、言葉上の問題は生じません。具体的には家族構成や社会生活、とりわけ、皆様の日常における関わりあいや助け合いについて聞き取り調査を行いたいと考えております。任意で同封いたしました家族構成の調査票に記入していただけましたら大変助かります。無論、プライバシー保護のため個人的なデータは一切公開いたしません。データは50年前のものとともに、半世紀に渡る集落の社会的変化を詳細に分析ができ、国際的にも大変稀な日本地方研究の資料となります。

お忙しい中、西手野の皆様のご協力をどうかよろしくお願いいたします。

ウィーン大学第二次阿蘇調査団代表
マンツェンライター・ヴォルフラム



リュツェラー・ラルフ
ウィーン大学
東アジア研究所
准教授 (55歳)
通称: ドック
専門分野:
人口地理学

子供の頃から地図が大好きで、地理学を専門分野にしました。特に人間の死や出生の地域差、住居の移動などに興味があります。阿蘇地方では、人とのつながり、すなわち、社会ネットワークの空間的な部分に注目しています。

オーストリアに生きているドイツ人ですが、お尻は苦手です。でも、海の家は大好きです。ちなみに、海の家は日本を研究地域に選んだ理由の一つです。



グェルヘルム・ヨハネス
ウィーン大学
東アジア研究所
講師 (45歳)
通称: ヨハネ
専門分野:
民俗学、民族学

東京に生まれ、仙台で育った日本人の母とドイツ人の父の「ハーブ」です。大学は主にドイツのボン大学で学び、指導教官は50年前の阿蘇調査に参加していたクラウナー先生でした。専門は東北の沿岸地域や山間地域の日常生活と人と自然や開拓のモノとの関わり方です。阿蘇地方では特に地元社会の半世紀に渡る互助関係の実践に興味があります。ウィーン大学では「ASO2.0」と言うゼミを担当しています。日本での生活が長いのですが、納豆、梅干し、シソは今も馴染めません。

Abb. 1: Einführungsschreiben der ersten Forschungsgruppe Aso 2.0 (Vorderseite)

kann. Zum Beispiel haben die meisten Professor*innen über Jahre und Jahrzehnte hinweg bei Konferenzen Kolleg*innen aus allen möglichen Fachrichtungen kennengelernt, die von ihrer inhaltlichen Spezialisierung oder vom Standort ihrer Universitäten her in der Lage sein könnten, für Neueinsteiger*innen die richtigen Fäden zu ziehen. Und wenn das nicht der Fall ist, dann kennen sie mit Sicherheit die richtigen Leute. Es empfiehlt sich auch, den Professor*innen gegenüber hartnäckig zu bleiben: Die Faustregel Nummer 1 lautet, dass Feldforschung Spaß machen soll, und daher macht es keinen Sinn, sich den Einstieg unnötig zu erschweren. Stattdessen sollte man den Zugang dort wählen, wo er am leichtesten zu finden ist, und dazu gehört es auch, die Hilfen zu nutzen, die vorhanden sind.

Gatekeeper sind Gold wert! Zentrale Informant*innen, die man am besten kennt, können einen tiefer ins Feld einführen, Kontakte zu weiteren Personen herstellen oder einen auf wichtige und außergewöhnliche Ereignisse hinweisen. Bei allen langfristigen Feldaufenthalten wird es sich ergeben, dass man zu einer oder einigen wenigen Personen ein besonderes Nahe- oder auch Vertrauensverhältnis aufbaut. Zuviel Information von einer Seite oder zu große Nähe zu einer

<https://doi.org/10.25365/BZJ-048-006>



Abb. 2: Einführungsschreiben der ersten Forschungsgruppe Aso 2.0 (Rückseite)

Person kann allerdings auch kontraproduktiv sein, wenn diese zum Beispiel in der Gemeinschaft vor Ort umstritten ist. Manchmal kann es sein, dass jemand die Bekanntschaft mit Forschenden nutzen will, um das eigene Ansehen in der Gemeinschaft zu steigern oder eine eigene Agenda durchzusetzen. Vergleichsweise unproblematisch ist es, wenn der Einstieg quasi von oben vermittelt erfolgt und nicht von unten mühsam erobert werden muss.

Häufig gerät man zuerst an Schlüsselpersonen, die in der sozialen Welt vor Ort ein öffentliches Amt ausüben oder eine anerkannte Rolle innehaben. Natürlich sind auch Firmenchef*innen, Bürgermeister*innen oder Team Captains nie ganz unumstritten: Genauso, wie man von dem hohen Status eines Gatekeepers profitiert, kann man auch Schwierigkeiten erfahren, wenn die eigene Person mit Außenseiter*innen oder Troublemakern im Feld assoziiert wird. Dennoch macht es das Standing von Personen in offiziellen Führungsrollen möglich, schnell den Zugang zu weiteren Informat*innen in der Gruppe und deren Unterstützung zu erhalten. Für Peter Dale (2016) waren es die Schuldirektoren, die ihm den Zugang zu den Klassenräumen für seine Ethnografie japanischer Mittelschulen ermöglichten.

William W. Kelly (2019) ebneten der Leiter des Sportressorts der *Ōsaka Asahi Shinbun* und seine Mitarbeiter*innen den Erstzugang zum Management der Hanshin Tigers, einem Baseballclub, den er über viele Jahre hinweg für seine Interpretation der Sportwelt als Seifenoper erkundete. Als wir 2015 nach Kumamoto ‚zurückkehrten‘, begann unsere Kontaktaufnahme bei der lokalen Universität, der Präfekturregierung und der Stadtverwaltung. Der Bürgermeister beauftragte spontan das städtische Web-TV, uns bei der Forschung zu begleiten, und der Chef der Abteilung für Allgemeine Angelegenheiten stellte uns dem Vorsteher der Dorfsiedlung vor, in der vor fünfzig Jahren das erste Wiener Aso-Projekt durchgeführt worden war.

Dass gelegentlich ein Zugang nicht erreicht werden kann, sollte vielleicht auch gesagt sein und im Falle des Falls respektiert werden. Irgendwann muss man einsehen, dass man als Forscher*in nicht im Feld aufgenommen wird: Dann ist ein *enough enough*. Aber in der Regel wird man in der Einstiegsphase versuchen, sich in dem Feld zu orientieren; dazu gehört, das Terrain zu kartografieren sowie ein Personenregister mit Kontaktdaten und wenn möglich mit Fotos der neuen Bekannten anzulegen. Wer viel zu Fuß oder mit dem Fahrrad unterwegs ist, wird viele Details im Ortsbild erfassen und zahlreiche Gelegenheiten vorfinden, um erste Gespräche anzuleiern. Bewährte Strategien für die systematische Datengenerierung in der Einstiegsphase sind Interviews mit den Informant*innen zu ihren Leben: Biografische Interviews (*life histories*) gewähren einem Einblicke in Lebensverläufe, Lebensstadien und historische Veränderungen. Eine ebenso hilfreiche Alternative sind Fragen zu Tagesabläufen, die den Alltag rekonstruieren und Kontraste zu Feiertagen und außergewöhnlichen Entwicklungen im Lebensverlauf herstellen.

Der Einstieg ist häufig die schwierigste Phase der Feldforschung, vor allem, wenn man sich ohne Gewährsleute und Schlüsselpersonen gezwungenermaßen in Szene setzen und einleben muss. In beiden Fällen ist der Einstieg mit starken Emotionen verbunden, die meistens hoffentlich positiver Natur sind – angesichts der Freude, endlich an dem Punkt zu sein, auf den man sich seit Monaten vorbereitet hat. Emotionen in der Feldforschung sind auch als Erinnerungsstütze von großer Bedeutung: Starke Gefühlsäußerungen sind wie ein Anker oder eine Boje im Fluss der Zeit und Erinnerungen. Mit ihrer Hilfe ist es wesentlich einfacher, sich in bestimmte Momente oder an konkrete

Orte zurückzusetzen und sich daran zu erinnern, was damals die Themen waren, die verhandelt wurden, oder wer die Personen waren, die dabei gewesen sind. Auch negative Gefühle wie Ärger, Frustration oder Einsamkeit sind klassische Begleiterscheinungen der Feldforschung, die nicht selten auf die Euphorie der Eingewöhnungsphase folgen. Manchmal hat man das Gefühl, dass nichts weitergeht oder dass man im Gegenteil an der Flut der Eindrücke erstickt; manchmal ist es das 24/7-Arbeitsprogramm, das einem kaum Luft zum Atem holen lässt oder die Privatsphäre auf ein unerträgliches Minimum reduziert; manchmal ist es das Fehlen einer Außenperspektive, mit der man die eigenen Eindrücke und Interpretationen abgleichen kann. Wenn man anfängt, alles negativ zu sehen und die Schuld bei den Umständen des Feldes zu suchen, ist es Zeit für eine Auszeit.

Der Rhythmus von An- und Abwesenheiten ist nicht nur für das eigene Wohlbefinden von Bedeutung, sondern ermöglicht auch dem Feld, sich von Beobachter*innen oder Forscher*innen zu erholen. In der Zeit, die man an einem anderen Ort verbringt, sollte man sich nicht nur eine Pause gönnen, sondern auch versuchen, die bisher gewonnenen Daten zu ordnen, Beobachtungen mit Kolleg*innen abzusprechen, Hintergrundrecherchen anzustellen und sich Klarheit darüber zu verschaffen, welche Lücken zu füllen und welche Fragen noch zu stellen sind. Bei der Rückkehr wird man sehr schnell feststellen, wie gut die Auszeit gewesen ist – auch weil man nun nicht mehr als kompletter Neuling, sondern schon als fortgeschrittenes Mitglied ins Feld zurückgekommen ist. Die Rückkehr stärkt auch die Glaubwürdigkeit und überzeugt das Feld, dass man es mit dem Interesse ernst meint. Die Forschung erscheint einem nun wegen der Neufokussierung effizienter, und der eigene Wissensbestand kommt einem aufgrund der vielen Einordnungsmöglichkeiten, über die man nun verfügt, wesentlich gereifter vor. Wann die Feldforschung abgeschlossen werden kann, wurde mit dem Gesetz des abnehmenden Ertrags erklärt: Wenn einem die Beobachtung keine neuen Erkenntnisse und die Gespräche keine neuen Erklärungen mehr bringen, dann kann man sich auf die Abreise vorbereiten.

Auch der Ausstieg aus dem Feld soll geplant und bewusst durchgeführt werden, denn davon hängt ab, ob man wiederkommen oder weitere Forschende ins Feld vermitteln kann. Und eines muss klar sein: Viele Beziehungen, die man eingegangen ist, um sich im Feld einleben zu können, hören mit dem Ende des Feldaufenthalts nicht auf. Sie

bleiben über Jahre hinweg ein aktiver Bestandteil des eigenen privaten Netzwerkes. Gerade im japanischen Kontext sollte man nicht vergessen, sich selbst mit einem Kartengruß oder einer SNS-Botschaft gelegentlich oder zumindest mit einer *nengajō* zum Jahreswechsel in Erinnerung zu bringen, um den Personen, die einem über viele Monate hinweg einen Einblick in ihr Leben und ihre Welt gewährt haben, auch Anteilnahme am eigenen Leben zu ermöglichen.

Feldnotizen: Die Grundlage der ethnografischen Analyse

Wie viele andere qualitative Methoden auch verändert sich die Qualität der ethnografischen Forschung mit dem Grad der Vertrautheit, die der oder die Forschende zur Praxis des Feldes entwickelt hat. Faktisch darf man sagen: Sie verbessert sich. Verbale Aussagen und Interpretationen seitens der Informant*innen sind nur ein Bestandteil der Daten, die im Notizbuch oder in den Feldprotokollen durch die eigenen Reflexionen und weitere Informationsmaterialien erweitert werden. Wie aber erfolgt die Überleitung der ethnografischen Erfahrung in Daten und wie werden diese analysiert? Zahlreiche Beispiele finden sich etwa bei Bernard 2006 oder in Emerson et al. 2000.

Eine Besonderheit der ethnografischen Methode ist ihr zirkulärer Ablauf. Sie grenzt sich mit der prozessualen Integration von Datenerhebung, Analyse und Theoriebildung deutlich vom linearen Forschungsablauf anderer sozialwissenschaftlicher Methoden ab, in welchem diese Phasen klar voneinander getrennt verlaufen. Ethnografie ist weder induktiver noch deduktiver Natur, sondern liegt irgendwo dazwischen. Die Analyse der Daten beginnt also schon im Feld und beeinflusst damit die weitere Datenerhebung.

Das Kernstück der ethnografischen Daten sind die Aufzeichnungen, mit denen die eigenen Beobachtungen und gesammelten Informationen festgehalten werden. Fotografien, Film- und Audioaufnahmen gehören ebenfalls dazu, sind aber kein Ersatz für die Feldnotizen. Es empfiehlt sich, immer ein Notizbuch für Aufzeichnungen mitzuführen, die unmittelbar vor Ort gemacht werden, sofern es angebracht ist, mit Stift und Papier vor den Personen zu hantieren. Während der Beobachtung ist es unmöglich, ausführlichere Gedankenprotokolle zu verfassen, aber meistens finden sich zumindest sporadische Gelegenheiten, rudimentäre Einträge vorzunehmen, die als Erinnerungsstütze

dienen und später, gemeinsam mit anderen Erinnerungen und Materialien, für die Dateninterpretation ausgewertet werden. Die Einträge im Notizbuch dienen als Vorbereitung für die eigentliche Dokumentation der Beobachtung im Forschungstagebuch. In diesem werden ausführlich die Beobachtungen im Feld notiert, Gespräche rekonstruiert sowie Personen und Handlungen beschrieben. Im Laufe der Zeit werden diese Transformationen von Erinnerungen zu Text zunehmend von vorher gemachten Beobachtungen beeinflusst oder vom bislang erworbenen Wissen oder Annahmen geprägt. Man fängt auch schon an, bei der Niederschrift Kodierungen vorzunehmen, die meist noch sehr vorsichtig und intuitiv erfolgen, sich später aber verfestigen und zu einem intuitiven Verständnis von neuen Situationen beitragen.

— Dokumentation der Beobachtungen —

手
法

- **Notizbuch** (zwischendurch)
- Ausführliches **Gedankenprotokoll** (so bald wie möglich): *bones 'n' meat* der Feldforschungsdaten
- Fotografieren, Filmaufnahmen, Audioaufnahmen (währenddessen, falls erlaubt)
- **Forschungstagebuch**: zur Dokumentation der eigenen Empfindungen
- Empfehlenswert: **Forschungskalender** mit zwei Sparten für genaue Arbeitsprozesse in der Planung und der tatsächlichen Forschung
- Back-ups erstellen!
- Richtwert: Für eine Stunde Beobachtung ein bis zwei Stunden Dokumentation einplanen!
- Analyse der Aufzeichnungen mit Hilfe von **Kodierungsverfahren**
- **Computergestützte Analyse** mit MAXQDA, Atlas.ti, etc.

Die Übernahme von Erinnerungen an das, was man im Laufe des Tages gesehen und gehört hat, muss so bald wie möglich geschehen. Wer zu lange wartet, verliert! Einmal drüber schlafen, und schon ist vieles verblasst oder hat sich mit anderen Eindrücken vermischt. Die Niederschrift ist bereits ein erster Schritt in der Analyse, und wiederkehrende Beobachtungen formen sich Im Laufe der Zeit, der Wiederholung von Beobachtung und Niederschrift, zu Muster und Strukturen. Das ist jedenfalls, was wir zu finden versuchen, um von den Einzelbeobachtungen in ganz spezifischen Situationen auf etwas so Entferntes und Abstraktes wie Kultur zu kommen. Die Verschriftlichung ist ein zeitaufwändiger Prozess und darf nicht unterschätzt werden. Meistens ist

diese Arbeit weniger interessant als die Beobachtung: Man setzt sich mit etwas auseinander, was man schon einmal mitgemacht hat, ärgert sich über seine eigenen Beobachtungs- und Erinnerungslücken oder würde vielleicht gerne etwas anders machen. Aber wenn man seine eigene Zeit planen kann, dann empfiehlt es sich, eine entsprechende Reserve für die Dokumentationsarbeit freizuhalten. Als Richtwert fallen pro Stunde Beobachtung ein bis zwei Stunden für die Verschriftlichung des Beobachteten und Gehörten an. Wohl gemerkt: Das ist nur die Aufzeichnung, die sich, wie bereits gesagt, mit dem analytischen und theoriebildenden Anteil der Forschungsarbeit verschränkt.

Die Organisation des Forschungsprozesses in einem Forschungskalender hat durchaus auch ihre Meriten. Hier werden nicht die Beobachtungen notiert, sondern die Abläufe und Aktionen, die man geplant hat und in einer separaten Spalte die, die man tatsächlich ausgeführt hat. Datumsangaben darüber, wann man wohin eingeladen wurde, wann man was erstmals gesehen hat oder wann man mit wem gesprochen hat, helfen in der Retrospektive, Eindrücke und Erinnerungen zu ordnen; ansonsten sind sie wie ein Arbeitskalender eine wichtige Stütze, um die vor einem liegenden Stunden, Tage oder Wochen zu organisieren.

Mit Laptops und Internetzugang an den meisten Orten der Welt ist es heutzutage kein Problem mehr, für Backups zu sorgen. Man will sich sicher nie in der Situation wiederfinden, dass ein Diebstahl, ein Regenguss oder eine nicht vorhersehbare Situation einen um die Früchte der mühsamen Feldarbeit gebracht haben. Egal ob die Daten analoger oder digitaler Natur sind, es gibt immer Möglichkeiten, sich vor einem Totalverlust zu schützen. In Japan ist der nächste Convenience Store selten weit, und dort finden sich neben Kopiergeräten und Scannern auch ein Paketservice und Internetzugang. Die meisten Universitäten bieten ihren Studierenden und Mitarbeiter*innen großzügigen Speicherplatz in einer Cloud, wo alles Digitale sicher abgespeichert werden kann, sobald man ins Netz geht. Die Digitalisierung der handschriftlichen Aufzeichnung und Materialien, die man vor Ort gesammelt hat, hat den Vorteil, dass man sie auch für die Analyse mit Software-Programmen wie *MAXQDA* oder *Atlas.ti* nutzen kann, wo sie direkt in Projektdateien eingespeist werden können. Das gilt grundsätzlich für Texte wie auch Bild- und Audiomaterialien, die sich für eine inhaltsanalytische Bearbeitung anbieten.

Was braucht es für die Feldforschung?

Abgesehen von der nötigen Zeit und einem zugänglichen Feld benötigt man für die teilnehmende Beobachtung eine Forschungsfrage, die weder zu groß noch zu klein ist, aber geradezu nach Detailbeschreibung giert. Am besten eignen sich Fragen deskriptiver Natur, die ein *wie* im Zentrum haben, aber auch analytische Fragen nach dem *warum*, die jeweils eine Intimität mit Praktiken und eine große Nähe zum Feld erfordern. Beobachtung funktioniert immer am besten, wenn man weiß, worauf man achten soll. Das ist aber zu Beginn der Forschung häufig nicht der Fall, wenn noch alles relevant erscheint oder auch der Fokus der Forschung sich noch nicht herauskristallisiert hat.

Nicht jede Forschungsfrage lässt sich also ethnografisch bearbeiten, aber wie bereits gesagt, ist auch nicht jeder gleichermaßen für die Feldforschung geeignet. Antworten auf die unten folgenden Fragen, die man sich im Selbstcheck stellt, zeigen in erster Linie nicht Defizite, die einen prinzipiell von der teilnehmenden Beobachtung ausschließen, sondern welche Fähigkeiten man unter Umständen noch einstudieren muss:

- Selbstcheck
- 質問
- Bin ich ein guter Beobachter bzw. eine gute Beobachterin? Wie detailliert kann ich mir Plätze, Gesichter oder Situationen einprägen?
 - Habe ich ein gutes Gedächtnis? Wie gut kann ich mich an Gespräche und Informationen erinnern (vor allem und auch, wenn die Gespräche in Fremdsprachen ablaufen und der Abend mit dem Konsum alkoholischer Getränke einhergegangen ist)? Wie sieht es aus mit meinem Namensgedächtnis, wie gut merke ich mir Gesichter?
 - Gehe ich leicht auf andere Menschen zu? Bin ich kommunikativ? Werde ich von anderen als zugänglicher Typ wahrgenommen?
 - Wie komme ich mit extremen Klimas, schwerer Armut, Insekten oder eingeschränkten Auswahlmöglichkeiten bei Ernährung und Hygiene zurecht?
 - Bin ich flexibel? Gut organisiert? Selbstdiszipliniert?
 - Wie gehe ich mit Meinungen Anderer um? Wie tolerant kann ich sein, auch wenn es um meine eigenen Wertvorstellungen geht, die in Frage gestellt werden?
 - Wo ist meine *no-go*-Linie? Wann ist mein *enough enough*?

Eine umfassende Auflistung der Anforderungen an Feldforscher*innen hat Roland Girtler (2004) in seinen 10 Geboten für die Feldforschung

ausformuliert. Und wenn es auch sehr normativ klingt, was Girtler da aufzählt – wer ihn kennt, weiß, er meint jedes Wort so, wie er es schreibt:

- Feldforscher*innen sollten —
- ボ
イ
ン
ト
- einigermaßen nach den Sitten und Regeln der Einheimischen leben, ihre Rituale achten und sich entsprechend kleiden.
 - großzügig und unvoreingenommen sein, um Werte erkennen zu können und nicht nach eigenen Grundsätzen zu urteilen.
 - nicht abfällig über seinen Gastgeber und jene Leute reden, mit denen er Bier, Wein, Tee oder anderes getrunken hat.
 - sich ein solides Wissen über die Geschichte und die sozialen Verhältnisse aneignen und deshalb zunächst Friedhöfe, Märkte, Wirtshäuser, Kirchen oder ähnliche Orte aufsuchen.
 - sich ein Bild von der Geographie der Plätze machen, an denen er forschen will, und zu diesem Zweck das Gebiet ablaufen und einen Weg finden, es von Oben zu betrachten.
 - über das Erlebte möglichst ohne Vorurteile berichten; ehrliches Nachdenken, Reflexion und Selbstkritik werden durch das Führen eines Tagebuchs angeregt.
 - ero-epische Gespräche führen, die Menschen dabei nicht als bloße Datenlieferanten betrachten und mit ihnen so sprechen, dass sie sich geachtet und nicht unter Druck gesetzt fühlen.
 - lernen, seinen Gesprächspartner einzuschätzen, um nicht hereingelegt oder bewusst belogen zu werden.
 - sich nicht als Missionar oder Sozialarbeiter aufspielen; er ist kein Richter, sondern Zeuge.
 - eine gute Konstitution haben, um sich am Acker, in Kneipen, in der Kirche, in noblen Gasthäusern, im Wald, im Stall, auf staubigen Straßen und auch sonstwo wohl zu fühlen; dazu gehört die Fähigkeit, jederzeit zu essen, zu trinken und zu schlafen. (vgl. Girtler 2004:3–4)

All das mag nicht in jedem Einzelfall im gleichen Ausmaß berücksichtigt werden, und vieles hat nichts mit der Persönlichkeit des oder der Forschenden zu tun, sondern eher mit seiner oder ihrer Rolle. Und die lässt sich formen und erlernen! So kann sich eben jeder mit verschiedenen Übungen auf die teilnehmende Beobachtung vorbereiten: zum Beispiel mit dem Erstellen von Feldnotizen und Gedächtnisprotokollen. Wenn man zunächst in vertrauter Umgebung mit sehr ritualisierten oder routinierten Handlungsabläufen beginnt, ist der Strom an zu Beobachtendem eher fokussiert und die Anforderung an die eigene Aufmerksamkeit reduziert. Einfache Settings sind vielleicht

Gottesdienste oder der Fahrkartenverkaufsschalter am Busbahnhof; etwas schwieriger gestaltet sich dann etwa die Beobachtung am Wochenmarkt oder in der Wartehalle am Bahnhof. Geht man mehrere Male durch die gleiche Situation hindurch, so findet man bald zu einer bestimmten Systematik, mit der die Protokolle strukturiert sind – worauf man in welcher Konstellation auch immer achtet, sind zum Beispiel Informationen zur Tageszeit, zum Ort und seiner Ausgestaltung, zur Anzahl der Personen, zu den Formen und Typen von Interaktion und Kommunikation, den Informationen, die man aus der direkten Beobachtung oder aus Gesprächen erhält, und die eigenen Gefühle, mit denen man sich in der Teilnahme oder der Beobachtungssituation wiederfindet. Diese Systematik kann man dann auch in neuen Settings einstudieren oder unter Bedingungen, die zunehmend komplexer oder komplizierter sind (etwa unter Bedingungen, bei denen man nicht die gleiche Sprache spricht wie das Feld); das kann man in Wettbüros im 16. Wiener Gemeindebezirk ebenso ausprobieren wie keine hundert Kilometer östlich von Wien in Ungarn oder der Slowakei. Weiters kann man mit Kolleg*innen gemeinsam Erinnerungsprotokolle an eine Situation erstellen und vergleichen: Was ist mir entgangen, und was war den anderen so viel mehr wert?

Eine weitere Übungsform versucht die Fremdheitserfahrung mit einzubeziehen. Unbekannte und ungewohnte Orte findet man als Feldforscher*in auch in der Nähe des eigenen Lebensmittelpunkts zuhauf, wie z. B. soziale Einrichtungen wie ein Altersheim oder eine Tagesstätte für von Obdachlosigkeit Betroffene, eine Villensiedlung, einen Golfplatz, eine Bibliothek oder einen Sexshop. Solche Orte und ihre Funktionen kann man sich systematisch erschließen. Dazu gehört es, Fotografien vom Ort und den Personen vor Ort aufzunehmen, oder Karten und Detailansichten der Umgebung oder der Innenausstattung von Gebäuden und Räumen zu erstellen. In einem weiteren Schritt versucht man dann, Kontakt zu Personen zu schließen, die sich offensichtlich regelmäßig an diesem Ort aufhalten – also ihn zu dem machen, was er ist – und ein Gespräch aufzubauen. Beobachten Sie sich selbst: Welche Strategien verfolge ich, um das Gespräch am Laufen zu halten? Wie lange halte ich es aufrecht? Was kann ich mit Körpersprache, Gesten oder Mimik erreichen (und anfangen)? Im Anschluss wären Notizen über die Personen und Erinnerungen an die Gespräche aufzuzeichnen; später sind diese dann in die systematischen

Feldprotokolle zu übertragen. All diese Schritte sollen dazu verhelfen, eine Systematik für die Erstellung von Feldnotizen und Gedächtnisprotokollen zu entwickeln und einzuüben.

Zum Abschluss: Nächste Schritte

Haben Sie soweit gelesen, werden Sie mir zustimmen, dass ethnografische Feldforschung in der Tat keine Kunst oder Hexerei ist, sondern ein Handwerk. Wie jedes andere Handwerk verlangen auch Ethnografie und Feldforschung Geduld, Ausdauer, Übung und Training. Praktische Hinweise auf die Einarbeitung in Grundtechniken der Feldforschung enthält der vorhergegangene Abschnitt. Tipps für die Planung und Durchführung ethnografischer Projekte sind in den früheren Abschnitten zusammengefasst und unter Verweis auf die japanbezogene Literatur bzw. einen kleinen Auszug von ihr dargestellt worden. Prinzipiell ist die Auseinandersetzung mit dem reichhaltigen Oeuvre der Japan-Ethnografien zu empfehlen. Kaum eine Monografie kommt ohne eine ausführliche und praxisnahe Beschreibung der Vorgehensweise aus, und der Reflexion über die reziproke Transformation vom Verständnis über den Untersuchungsgegenstand und die Rolle der Forschenden wird naturgemäß viel Platz eingeräumt. Besonders illustrativ für den Einstieg oder einen Überblick sind der Sammelband *Doing fieldwork in Japan* von Bestor et al. (2003) und die von Cornelia Reiher (2018) herausgegebene Sondernummer der Zeitschrift *Asien* zu *Fieldwork in Japan: New trends and challenges*, in denen zahlreiche Anthropolog*innen und Sozialwissenschaftler*innen Einblick in ihre Felderfahrungen und Zugänge zur Methodik der Feldforschung gewähren. Anwendungsorientiert ist auch das maßgeblich von deutschsprachigen Japanforscher*innen zusammengestellte Werk *Studying Japan: Research designs, fieldwork and methods* (vgl. Kottmann/Reiher 2020).

Aber auch in den ethnografischen Monografien der Japanforschung, von denen ich hier nur eine kleine Auswahl aufführen konnte, gibt es vieles zu entdecken, das zum einen den Horizont über die Vielfalt des Lebens in Japan erweitert, zum anderen das Verständnis über den Zusammenhang zwischen den Anliegen der ethnografischen Forschung und der Umsetzung im Feld vertieft. Je mehr man gelesen hat, umso leichter dürfte einem die Vorbereitung auf das eigene Projekt,

die methodische Analyse von Beobachtungsdaten und die spezifische Form der Verschriftlichung der Dateninterpretation von der Hand gehen. Natürlich ist auch die Auseinandersetzung mit Ethnografien, die sich nicht auf Japan beziehen, hilfreich und nützlich, wenn nicht sogar manchmal sinnvoller. Wenn das Kontextwissen geringer ist oder gar wegfällt, wird es vielleicht leichter nachvollziehbar, wie Beobachtungstechniken in der Lage sind, die Rolle von Praxis und Praktiken für die Generierung von kulturellem Sinn sichtbar zu machen. Als praktische Ratgeber für die Feldforschung sind unter den zitierten Grundlagenwerken neben der ‚Pflichtlektüre‘ der Klassiker *Handbook of research methods in anthropology* (vgl. Bernard 2006) und *The art of fieldwork* (vgl. Wolcott 1995) auch die deutschsprachigen Einführungen *Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung* (vgl. Breidenstein et al. 2013) und *Einführung in die interaktionistische Ethnographie: Soziologie im Außendienst* (vgl. Dellwing/Prus 2012) zu empfehlen.

Wer das Prinzip der ethnografischen Forschung verstanden und sich in die im Kapitel beschriebenen Basistechniken der teilnehmenden Beobachtung eingearbeitet hat, verfügt über ein hilfreiches Instrumentarium, mit dem sich die Komplexität der Welt in Beobachtungsdaten transferieren lässt. Wer sich von den hohen zeitlichen Anforderungen nicht abschrecken lässt, die mit der Methode verbunden sind, wird von der besonderen Qualität tiefer gehender Einsichten profitieren, die diesen Techniken zu verdanken sind. Spaß machen kann wie die Lektüre auch die Praxis – besonders, wenn sie im Team durchgeführt wird. Über den Forschungsschwerpunkt der Wiener Japanologie zum ländlichen Wohlbefinden ist ein unmittelbarer Feldeinstieg möglich, und in dem Untersuchungsraum Aso lassen sich Teilprojekte aller Art entwickeln, in denen die Methodik der teilnehmenden Forschung auch in wesentlich kürzeren Zeiträumen sinnvoll eingesetzt werden kann.

Bibliographie

- Allison, Anne
 1994 *Nightwork: Sexuality, pleasure, and corporate masculinity in a Tokyo club*. Chicago: University of Chicago Press.
- Beardsley, Richard K., John W. Hall und Robert E. Ward
 1959 *Village Japan*. Chicago: University of Chicago Press.
- Bernard, Russell
 2006 *Handbook of research methods in anthropology: Qualitative and quantitative approaches*. Lanham: Alta Mira Press.
- Bernstein, Gail
 1983 *Haruko's world: A Japanese farm woman and her community*. Stanford: Stanford University Press.
- Bestor, Theodore C.
 2004 *Tsukiji: The fish market at the center of the world*. Berkeley & Los Angeles: University of California Press.
- Bestor, Theodore C., Patricia G. Steinhoff und Victoria Lyon Bestor (Hg.)
 2003 *Doing fieldwork in Japan*. Honolulu: University of Hawaii Press.
- Bondy, Christopher
 2015 *Voice, silence, and self: Negotiations of buraku identity in contemporary Japan* (= Harvard East Asian Monographs; 386). Cambridge: Harvard University Asian Center.
- Breidenstein, Georg, Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff und Boris Nieswand
 2013 *Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung*. Konstanz: UVK/UTB-Verlag.
- Clifford, James und George E. Marcus (Hg.)
 1986 *Writing culture: The poetics and politics of ethnography*. Berkeley: University of California Press.
- Cole, Robert E.
 1971 *Japanese blue collar: The changing tradition*. Berkeley: University of California Press.
- Cornell, John B. und Robert J. Smith
 1956 *Two Japanese villages: Matsunagi, a Japanese mountain community, Kurusu, a Japanese agricultural community* (= Center for Japanese Studies, Occasional Papers; 5). Ann Arbor: The University of Michigan Press.
- Dale, Peter
 2016 *Schooling selves: Autonomy, interdependence and reform in Japanese junior high school education*. Chicago: University of Chicago Press.
- Dellwing, Michael und Robert Prus
 2012 *Einführung in die interaktionistische Ethnographie: Soziologie im Außendienst*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Embree, John F.
 1939 *Suye Mura: A Japanese village*. Chicago: University of Chicago Press.
- Emerson, Robert M., Rachel I. Fretz und Linda L. Shaw
 1995 *Writing ethnographic fieldnotes*. Chicago: University of Chicago Press.
- Erickson, Frederick
 1984 „What makes school ethnography ‚ethnographic‘?“, *Anthropology and Education Quarterly* 15, 51–66.

- Fowler, Edward
1996 *Sanya Blues: Laboring life in contemporary Japan*. Ithaca: Cornell University Press.
- Fukuoka, Yasunori
2000 *Lives of young Koreans in Japan*. Melbourne: Trans-Pacific Press.
- Geertz, Clifford
1973 *The interpretation of cultures*. New York: Basic Books.
- Gill, Tom
2005 *Men of uncertainty: The social organization of day laborers in contemporary Japan*. Albany: SUNY Press.
- Girtler, Roland
2004 *10 Gebote der Feldforschung*. Berlin: Lit-Verlag.
- Goffman, Erving
1959 *The presentation of self in everyday life*. New York: Doubleday.
- Goodenough, W. H.
1976 „Multiculturalism as the normal human experience“, *Anthropology and Education Quarterly* 7/4, 4–7.
- Herbert, Wolfgang
2003 *Japan nach Sonnenuntergang: Unter Gangstern, Illegalen und Tagelöhnern*. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.
- Ishioka, Tomonori 石岡丈昇
2012 *Rōkaru bokusā to hinkon sekai: Manira no bokushingu jimu ni mirushintai bunka* ローカルボクサーと貧困世界: マニラのボクシングジムにみる身体文化 [Local boxer and the world of poverty: Body culture as seen in a Manila boxing gym]. Kyōto: Sekai shisōsha 世界思想社.
- Kelly, William W.
1991 „Directions in the anthropology of contemporary Japan“, *Annual Review of Anthropology* 20, 395–431.
2019 *The sportsworld of the Hanshin Tigers: Professional baseball in modern Japan*. Los Angeles: University of California Press.
- Kondo, Dorinne
1990 *Crafting selves: Power, gender and discourses of identity in a Japanese workplace*. Chicago: Chicago University Press.
- Kottmann, Nora und Cornelia Reiher (Hg.)
2020 *Studying Japan: Research designs, fieldwork and methods*. Stuttgart: Nomos (in print).
- Lebra, Takie Sugiyama
1993 *Above the clouds: Status culture of the modern Japanese nobility*. Berkeley: University of California Press.
- Manzenreiter, Wolfram
2013 „No pain, no gain: Embodied masculinities and lifestyle sport in Japan“, *Contemporary Japan* 25/2, 215–236.
2016 „Das Aso-Projekt der Wiener Japanologie im Kontext ethnologischer Community Studies“, Ralph Lützel und Wolfram Manzenreiter (Hg.): *Aso: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eines Wiener Forschungsprojekts zum ländlichen Japan*. Wien: Institut für Ostasienwissenschaften/Japanologie, 104–124.
- Manzenreiter, Wolfram und Antonia Miserka
2019 „Aus Studierenden werden Forschende: Ausbildung in der Summer Field School in Aso“, *Asien* 149, 82–98.

- Marcus, George E. und Michael M.J. Fischer
 1986 *Anthropology as cultural critique: An experimental moment in the human sciences*. Chicago: University of Chicago Press.
- Mathews, Gordon
 2011 *Ghetto at the center of the world: Chungking mansions, Hong Kong*. Chicago: Chicago University Press.
- Norbeck, Edward
 1954 *Takashima: A Japanese fishing community*. Salt Lake City: University of Utah Press.
- Poole, Gregory
 2010 *The Japanese professor: An ethnography of a university faculty*. Rotterdam: Sense Publishers.
- Reiher, Cornelia (Hg.)
 2018 „Fieldwork in Japan: New trends and challenges“, *Asien* 149.
- Roberson, James E.
 1998 *Japanese working class lives: An ethnographic study of factory workers*. London and New York: Routledge.
- Robertson, Jennifer
 2005 *A companion to the anthropology of Japan*. Oxford: Blackwell.
- Sedgwick, Mitchell W.
 2007 *Globalisation and Japanese organisational culture: An ethnography of a Japanese corporation in France*. London and New York: Routledge.
- Smith, Robert J. und Ella Lury Wiswell
 1982 *The women of Suye Mura*. Chicago: Chicago University Press.
- Spielvogel, Laura
 2003 *Working out in Japan: Shaping the female body in a Tokyo fitness club*. Durham: Duke University Press.
- Takahashi, Hidesato 高橋豪仁
 2011 *Supōtsu ōen bunka no shakaigaku* スポーツ応援文化の社会学 [Soziologie der Sportfankultur]. Kyōto: Sekai Shisōsha 世界思想社.
- Turner, Victor
 1974 *Dramas, fields, and metaphors: Symbolic action in human society*. Ithaca: Cornell University Press.
- Whitelaw, Gavin
 2018 „Konbini-nation: The rise of the convenience store in post-industrial Japan“, Katarzyna J. Cwiertka und Ewa Machotka (Hg.): *Consuming life in post-bubble Japan: A transdisciplinary perspective*. Amsterdam: University of Amsterdam Press, 69–88.
- Williams, Raymond
 1958 *Culture and society 1750-1950*. London: The Hogarth Press.
- Wolcott, Harry F.
 1987 „On ethnographic intent“, George und Louise Spindler (Hg.): *Interpretive ethnography of education: At home and abroad*. Hillsdale: Erlbaum, 37–57.
- 1995 *The art of fieldwork*. Walnut Creek: AltaMira Press.